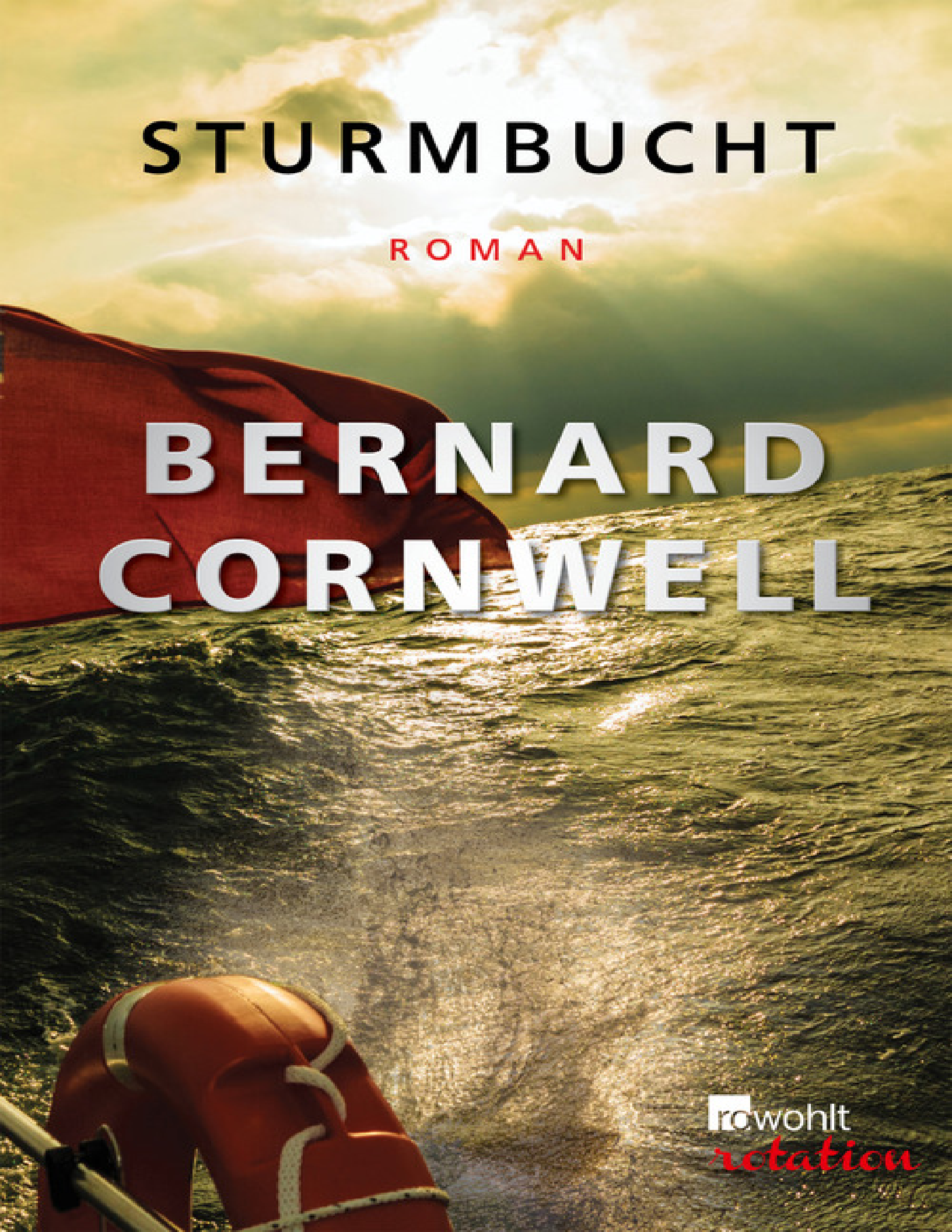
STURMBUCHT

ROMAN



BERNARD CORNWELL

rowohlt rotation

Sturmbucht

Roman

Aus dem Englischen von Hedda Pänke

Der Morgen dämmert auf den Bahamas, als Nick Breakspear und seine Freundin Ellen von Bord der «Wavebreaker» aus das Schiff entdecken: die von Kugeln durchsiebten Überreste der Yacht «Hirondelle», vormals unterwegs zur Privatinsel Murder Cay. Der Vorfall wird vertuscht. Wenig später übernimmt Nicks Crew den Auftrag, die kokssüchtigen Zwillinge von US-Senator Crownshield auf See clean zu bekommen. Kein einfacher Job: Der Sohn des Senators sabotiert die Reise, wo es nur geht. Bis Bewaffnete seine Schwester und ihn entführen und die «Wavebreaker» versenken – Nick findet sich mitten in einem Drogenkrieg wieder. Als auch noch Ellen verschwindet, sind der Skipper und Senator Crownshield zu allem bereit, um die drei zurückzubekommen – Nick Breakspear setzt erneut Kurs auf Murder Cay …

Bernard Cornwell, geboren 1944, machte nach dem Studium Karriere bei der BBC. Nach Übersiedlung in die USA entschloss er sich, einem langgehegten Wunsch nachzugehen: dem Schreiben. Im englischen Sprachraum gilt er als unangefochtener König des historischen Abenteuerromans. Bernard Cornwells Werke wurden in über 20 Sprachen übersetzt, die Gesamtauflage liegt bei mehr als 20 Millionen Exemplaren.

Es ist üblich – und weise – zu behaupten, dass die Gestalten eines Romans keinerlei Vorbilder in der Wirklichkeit haben. Auf «Sturmbucht» trifft diese Behauptung mit Sicherheit zu, wenn auch die fiktive Insel Murder Cay Ähnlichkeiten mit der tatsächlich existierenden Insel Norman’s Island aufweist, die zu den Bahamas gehört; und für Informationen über diese Insel bin ich, sowie für viele andere Details über die *narcotraficantes*, dem Buch «The Cocaine Wars» von Paul Eddy, Hugo Sabogal und Sara Walden zu Dank verpflichtet.

Darüber hinaus habe ich Dr. Laura Reid meinen Dank abzustatten, der früheren Medizinischen Direktorin des Gosnold Treatment Center in Falmouth auf Cape Cod, Massachusetts, die mir Informationen über Kokain gab und von den Problemen berichtete, die ihre Patienten bewältigen müssen, um von ihrer Abhängigkeit loszukommen.

Ich bin der Meinung, dass die wahren Helden des Krieges gegen die Drogen Menschen wie Laura Reid und ihre Kollegen sind, deren Kämpfe und Siege nur selten Schlagzeilen machen. Ihnen und allen ihren Patienten, die

das Übel besiegt haben, widme ich «Sturmbucht» in großer Hochachtung.

Der Tod lässt sich nicht hintergehen. Er ist keine Illusion. Er löst sich auch nicht in Luft auf. Er ist vielmehr eine schwerfällige Angelegenheit der Nacht, die im Morgengrauen entdeckt wird.

Und im Morgengrauen, in einer sanften Morgendämmerung der Bahamas, entdeckte ich die *Hirondelle.*

Sie war eine Kreuzeryacht gewesen, eine hübsche 38 Fuß lange Fiberglas-Slup, ein schmuckes Boot, aber nun war sie ruiniert.

Als ich die *Hirondelle* entdeckte, war sie ein Wrack, kaum noch schwimmfähig, das so tief im Wasser lag, dass ich es fast übersehen hätte, doch ein (träges) Heben ihres Rumpfes erzeugte auf einem polierten Deckbeschlag eine Reflexion des blassen Lichtes der aufgehenden Sonne. Ich war müde und nahm zuerst an, das Aufblitzen stamme von einer dahintreibenden Bierdose. Doch irgendetwas bewog mich dann doch, zum Fernglas zu greifen. Und da war es: Ein lebloses Wesen, das in einer morgendlichen Kabbelsee dahintrieb.

An Bord des schlingernden Bootes war niemand auszumachen. Die Tatsache, dass es offensichtlich aufgegeben worden war, hätte mich bei meiner Ermüdung fast dazu bewogen, das Ruder nach Steuerbord zu legen, um so an dem angeschlagenen Boot vorbeizusegeln. Es wäre dann wie jedes andere Treibgut nach wenigen Minuten außer Sichtweite und innerhalb weniger Stunden vergessen gewesen. Doch ich war neugierig, und mein Verantwortungsgefühl ließ es nicht zu, das Wrack zu ignorieren. Immerhin hätte es sein können, dass sich noch ein verletzter Segler an Bord befand. Also war es nötig, das wellengeschüttelte Wrack näher zu erkunden. Ich musste an Bord gehen.

Wenigstens war das Wetter gut. Die See war ruhig, und es gab keine böigen Winde, die es erschwert hätten, den wasserüberspülten Rumpf zu entern. Stattdessen war die Morgendämmerung der ruhige, prachtvolle Schlusspunkt einer perfekten Tropennacht, in der ich unter Vollzeug – Klüver, Fock, Groß- und Schonersegel – nach Norden gesegelt war. Die *Wavebreaker* muss in diesem geisterhaften Sonnenaufgang unaussprechlich schön ausgesehen haben – bis zu dem Moment, als ich sie in den Wind drehte und auf die Schalter der Elektromotoren drückte, die ihre Segel einrollten. Es war für mich noch immer merkwürdig, ein Boot zu segeln, auf dem alles so mechanisiert, elektrifiziert und computerisiert war, denn

von Neigung und Einkommen her bin ich ein Seemann einfacheren Geschmacks. Doch ich war der angestellte Skipper der *Wavebreaker*, eines luxuriösen Charter-Schoners, und die Art von Leuten, die sie charterten, erwartete ganz einfach, dass sie mit ebenso vielen Mätzchen ausgestattet war wie ein Raumschiff.

An dem Morgen, an dem ich die *Hirondelle* entdeckte, hatten wir keine Charterer an Bord. Es handelte sich um eine «Leerfahrt», das heißt, die *Wavebreaker* war nur mit ihrer Crew unterwegs. Wir hatten gerade vier Wochen vor der Westküste von Andros verbracht, wo die *Wavebreaker* für einen Fernseh-Werbespot für Katzenfutter gechartert worden war. Der Spot handelte davon, dass eine ungeheuer reiche Katze den Schoner gemietet hatte, um auf der Suche nach dem Fisch, der Katzen am besten schmeckte, über die Weltmeere zu schippern, nur um dann festzustellen, dass Pussy-Cute-Katzenfutter den Wohlgeschmack längst eingefangen und eingedost hat. Die Werbung muss Pussy-Cute Millionen gekostet haben, denn die *Wavebreaker* war überschwemmt gewesen von Kameraleuten, Designern, Maskenbildnern, Drehbuchschreibern, Katzenabrichtern, Fischabrichtern, Regisseuren, Rechnungsprüfern, Friseuren, Gagschreibern, Produzenten-Assistenten, echten Produzenten sowie den Freunden, Freundinnen aller Beteiligten. Seriöse erwachsene Menschen hatten leidenschaftlich über die Motivation der reichen Katze

gestritten, und selbst ich, der ich mich für immun gegenüber den Verrücktheiten der Filmwelt gehalten hatte, war erstaunt gewesen, als ein betagter Schauspieler eigens aus New York eingeflogen wurde, um das Maunzen des Tieres zu imitieren, da die Laute des Originals für nicht ausreichend authentisch befunden worden waren. Als der ältliche Mime zum ersten Mal an Bord der *Wavebreaker* kam, hatte er mich verblüfft angestarrt und dann, obwohl er mich noch nie in seinem Leben gesehen hatte, seine Arme zu einer vertraulichen und überschwänglichen Begrüßung ausgebreitet. «Liebster Tom», redete er mich mit dem Namen meines Vaters an. Ich lächelte dünn und gestand, in der Tat Tom Breakspears Sohn zu sein. «Wie könnten Sie nicht?», hatte der New Yorker Schauspieler erklärt. «Sie sind sein genaues Ebenbild. Sind Sie so freundlich, mich dem alten Gauner in Erinnerung zu bringen?» Von jedermann hörte ich immer wieder, wie sehr er doch meinen Vater schätzte und verehrte. Jedermann versicherte mir, wie ähnlich ich meinem Vater war, wenn sich auch nur wenige zu fragen trauten, welche der Frauen meines Vaters für mich verantwortlich war.

Doch jetzt war ich Gott sei Dank von den miauenden Thespis-Jüngern erlöst, und die *Wavebreaker* segelte zu ihrem Heimathafen auf Grand Bahama zurück, wo sie in genau vierundzwanzig Stunden ihre letzte Charterfahrt für die laufende Saison beginnen sollte. Doch dann tauchte die

Hirondelle auf und verpatzte mir die wundervolle Morgendämmerung.

Als ich das Wrack entdeckte, war ich allein an Deck. Ellen schlief im Riesenbett der Heckkabine, und Thessy schnarchte in einer der vorderen Fahrgastkabinen. Nur auf Leerfahrten war es uns gestattet, die klimatisierten Luxuskabinen des Bootes zu benutzen. Im Werbeprospekt wurde unseren Charterern der «authentische Seesalzgeschmack tropischer Seefahrt» versprochen, obwohl das Segeln auf der *Wavebreaker* ungefähr so authentisch war wie das Maunzen von Pussy-Cute.

Das Jaulen der Motoren, mit denen die Segel eingeholt wurden, brachte einen beunruhigten Thessy an Deck. Blinzelnd stand er im jungen Licht des Tages und starrte dann verblüfft auf das wasserüberflutete weiße Boot, das träge an unserer Leeseite schlingerte. Inzwischen waren wir nahe genug, um seinen Namen am Heckwerk lesen und feststellen zu können, dass das Wrack *Hirondelle* hieß und aus Ostende stammte. Die kleinen Wellen schwappten und spritzten über die blauen Schriftzüge. Es kam mir schrecklich sinnlos vor, dass die *Hirondelle* von diesem düsteren Nordseehafen aus sicher über den Atlantik gekommen war, um in diesem sonnenbeschienenen Paradies der geschützten seichten Gewässer der Bahamas ein so furchtbares Ende zu erleiden.

Und der *Hirondelle* war etwas Furchtbares zugestoßen. Sie war eine mastlose Ruine, die einen Wirrwarr übergegangener Takelage hinter sich herschleppte. Ihr Kajütaufbau und das Deck waren von Löchern durchsiebt, von so vielen Löchern, dass einige von ihnen dunkle gezackte und zerrissene Krater bildeten. Mein erster Gedanke war, dass da jemand mit einem Bohrer Amok gelaufen war, doch dann entdeckte ich das Schimmern von Messing im Speigatt der *Hirondelle*, erkannte eine leere Patronenhülse und wusste, dass ich auf Schusslöcher starrte. Die *Hirondelle* war mit einem Maschinengewehr zusammengeschossen worden. Jemand hatte sie unter Beschuss genommen, aber sie war flott geblieben, weil sie eines der wenigen Fabrikate war, die als unsinkbar galten. Zwischen ihre Fiberglasschichten war Schaumstoff eingeschweißt und in jeden ungenutzten Raum ihres Rumpfes gepresst worden, und dieser Schaumstoff hielt sie nun über Wasser und trug den Sieg über das Gewicht ihres Ballastkiels, ihres Motors, der Winschen und sonstiger Ausrüstung davon.

«Hilf mir mit dem Beiboot», sagte ich zu Thessy.

«Glaubst du, dass noch jemand an Bord ist?», fragte er mit einer Beklommenheit, die auch ich empfand. Wer wusste schon, welche Schrecken sich im Dunkel der Kabinen verbergen mochten.

Thessy und ich machten das Beiboot los, das im Heckdavit hing, ich kletterte hinein, und Thessy bediente den Elektromotor, der mich aufs Wasser hinunterhievte.

Gerade als ich ablegte, erschien Ellen an Deck. Sie steckte in einem Winnie-the-Pooh-T-Shirt, das ihr als Nachthemd diente. Sie gähnte und blickte dann missmutig zu der Yacht hinüber.

«Guten Morgen!», rief ich fröhlich.

Sie sah mich finster an, sagte aber nichts. So früh am Morgen war Ellen selten guter Laune.

Ich startete den Außenborder des Beibootes und tuckerte hinüber zu der Yacht. Beim Näherkommen sah ich, dass ihr Rumpf auch unter Wasser von Kugeln durchlöchert war, die von innen abgefeuert worden sein mussten, da alle Aufsplitterungen nach außen getrieben waren, sodass der Rumpf aussah wie ein riesiger exotischer Seeigel mit roten und weißen Fiberglasstacheln.

Ich befestigte die Fangleine des Beibootes an einer der Klampen der *Hirondelle* und kletterte schnell auf das Vordeck, um dort behutsam das anzuheben, was von der Vorderluke zur Bugkabine noch übrig war. Fast rechnete ich damit, eine Leiche zu sehen, doch da unten schwappte nur dunkles Wasser ein paar Zentimeter unterhalb des Decks. Blut schien sich keines in dem Wasser zu befinden, jedenfalls konnte ich nichts Entsprechendes feststellen. Vorsichtig bahnte ich mir meinen Weg nach hinten und

betrat die Hauptkabine. Aber ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen, denn der Salon war ebenfalls bar jeden Schreckens wie die vordere Kabine. Die *Hirondelle* enthielt nichts als Treibgut; so viel Treibgut, dass das Wasser in ihrer Hauptkabine wie eine Müllhalde aussah. Meine Augen gewöhnten sich an das Dämmerlicht, und ich erkannte, dass der Schlamm in Wirklichkeit eine dichte Schicht treibender Cornflakes, Zigaretten und einer Million Schaumstoffpartikel war, die vermutlich durch die Geschossgarben aus dem Rumpf geplatzt waren. Eingebettet in diese wogende Masse waren ein Plastikbecher mit ein paar hölzernen Wäscheklammern, ein zerbrochener Bleistift, ein rotes Hemd und eine halbzerrissene Seekarte. An der Decke des Kajütaufbaus war ein kleiner dunkler Fleck zu sehen, der Blut hätte sein können, aber ebenso gut ein Lackspritzer.

«Was ist mit ihr passiert?», rief Ellen. Die *Wavebreaker* war inzwischen so nahe an die *Hirondelle* herangetrieben, dass der riesige Rumpf des Schoners einen Schatten auf mich warf.

«Weiß der Himmel.» Ich fischte die ramponierte Seekarte aus dem Wasser.

«Werden wir sie bergen?» Ellen beugte sich über die Reling der *Wavebreaker*, und die hinter ihr aufgehende Sonne verwandelte ihr üppiges rotes Haar in einen glühenden Schleier.

«Ihr ist nicht mehr zu helfen!», rief ich zurück. Die lecke *Hirondelle* war viel zu schwer, um von der *Wavebreaker* abgeschleppt werden zu können, und ich hatte weder die Zeit noch die nötige Ausrüstung, um den Rumpf zu flicken und ihn leer zu pumpen. Abgesehen davon war die *Hirondelle* so schwer beschädigt, dass keine Werft je auf den Gedanken käme, sie zu reparieren. Das belgische Boot war nicht nur von Kugeln durchsiebt, sondern ich konnte auch große Furchen sehen, wo jemand mit einer Axt die Decksplanken bearbeitet hatte. Das alles kam mir so unsinnig vor. Eindeutig war die *Hirondelle* ein herrliches Boot gewesen, und doch hatte irgend jemand mutwillig versucht, sie zu zerstören.

Ich warf die klatschnasse Karte ins Beiboot und bückte mich, um zu sehen, ob vielleicht noch etwas in der Kabine war, das ich mitnehmen konnte. Ich wollte keineswegs plündern, sondern suchte nach irgendeinem Hinweis auf den Besitzer des Bootes oder darauf, was zu seiner Zerstörung Anlass gegeben haben könnte. Ich fand nichts, doch als ich vom Niedergang zurücktrat, traten meine nackten Füße hart und schmerzhaft auf irgendetwas Scharfes. Ich duckte mich ins Cockpit, tastete auf der Gräting unter meinen Füßen und fand eine Handvoll Patronenhülsen. Einige waren aus Messing, aber die meisten aus grünlackiertem Stahl. Es waren 7,62-Millimeter-Patronen militärischer Produktion, und ich

erinnerte mich vage an jene träge Phase, in der ich die oberflächlichen Vorträge über Eigen- und Besonderheiten des Warschauer Vertrages verdämmert hatte, in denen es hieß, dass einige osteuropäische Länder ihre Stahlpatronen grün lackiert hatten.

Das alles war sehr sonderbar. Ein belgisches Boot in den Gewässern der Bahamas mit Patronen des Warschauer Paktes? Aber unzweifelhaft hatte jemand in diesem Cockpit gestanden und mit einem Maschinengewehr durch den Niedergang in die Hauptkabine geschossen. Offenbar hatte dieser Jemand gehofft, den Rumpfboden so zerstört zu haben, dass die *Hirondelle* hätte sinken müssen. Aber er hatte nicht mit der Schaumstoffverarbeitung gerechnet, und daher war der Beweis seines Verbrechens, falls es überhaupt ein Verbrechen war, noch immer vorhanden.

Thessy hatte den Motor der *Wavebreaker* gestartet. Der Wind hatte den großen Schoner bedenklich nahe an die *Hirondelle* getrieben, daher gab Thessy mit dem Motor der Schraube des Schoners einen Kraftstoß, der die See weiß aufschäumen ließ und das Schiff in sicheren Abstand brachte. Der Schatten des Schoners verschwand, und die Sonne des neuen Tages traf mich mit strahlender Gewalt durch eine Reihe von Kugellöchern, die beide Seiten des Kajütaufbaus der *Hirondelle* durchsiebt hatten. Die Strahlen der Sonne hingen wie goldene Speere im düsteren Zwielicht der Kabine. Ich überlegte, ob ich das Wrack noch

weiter untersuchen sollte, sagte mir dann aber, dass eine derartige Überprüfung Sache der Polizei sei.

Ich warf die Patronenhülsen in das Beiboot und ging über das überflutete Deck der *Hirondelle* nach vorn, wo ein unbeschädigter Spinnakerbaum in seinen Vordeck-Clips steckte. Ich befestigte das rote Hemd an der Spitze des Baumes und rammte diesen behelfsmäßigen Mast in eines der Schusslöcher, damit der gefährliche Rumpf des Wracks für andere Schiffe sichtbar war. Dann kletterte ich wieder in das Beiboot und fühlte mich eigenartig niedergeschlagen. Sinnlose Zerstörung ist immer deprimierend, besonders die eines Bootes.

Ich ging wieder an Bord der *Wavebreaker*, und während Thessy das Beiboot versorgte, rief ich die Royal Bahamian Defence Forces über Funk. Ich nannte den Streitkräften unsere Position und berichtete, dass die *Hirondelle* meiner Meinung nach eine Gefährdung der Schifffahrt darstellte. Schließlich enthüllte ich sehr gewissenhaft meine Entdeckung der Patronenhülsen sowie meinen Verdacht, dass das belgische Boot, unter Umständen auch die Crew, ein finsteres Schicksal erlitten hatten. Der Funker der Streitkräfte wirkte nicht sonderlich interessiert.

Ellen, die heruntergekommen war, um sich Shorts und ein Hemd anzuziehen, hörte die letzten Worte meines Funkspruches. «Das war reine Zeitverschwendung», meinte sie spöttisch.

«Warum?» Ich hatte längst gelernt, über Ellens sarkastische Bemerkungen nicht beleidigt zu sein. Sie hatte eine irisch-amerikanische Mutter und einen polnisch-amerikanischen Vater, und diese volatile Mischung hatte eine Frau von atemberaubender Schönheit, aber leicht entzündbarem Temperament hervorgebracht.

«Was glaubst du denn, was mit dem Boot geschehen ist?», fragte sie mich höhnisch. «Glaubst du, es handelt sich um etwas so Simples wie einen Versicherungsbetrug? Oder um einen tölpelhaften Versuch der Abfallbeseitigung?» Sie brach ab, wartete auf eine Antwort, erhielt aber keine. «Drogen», antwortete sie an meiner Stelle.

«Das wissen wir nicht», protestierte ich.

«O Nick!» Ellen war außer sich. «Wir sind hier in den Gewässern der Bahamas! Wer auch immer auf dem Boot gewesen ist, war dumm genug, sich mit Drogen einzulassen, und wenn du dich auf das Schicksal dieses Bootes einlässt, bist du genauso dämlich. Und das heißt, dass du diese Seekarte und die Patronen über Bord schmeißen solltest. Auf der Stelle.»

«Ich sollte sie besser den zuständigen Behörden übergeben», entgegnete ich störrisch.

«Gott bewahre mich vor schwachköpfigen Männern.» Sie wandte sich der Kombüse zu. «Möchtest du einen Kaffee?»

«Das vorrangige Ziel der Streitkräfte ist es, die Freiheit der Schifffahrt in den Gewässern um die Bahamas zu

garantieren», erklärte ich großspurig.

«O ja!» Ellen lachte, während sie Wasser in den Kessel laufen ließ. Thessy war noch an Deck, wo er die Segel der *Wavebreaker* wieder gesetzt und das Ruder übernommen hatte. Ich warf einen Blick auf den Kompass über dem Kartentisch und sah, dass wir wieder nach Norden segelten. Ellen setzte den Kombüsenherd in Betrieb und schraubte das Glas mit dem Pulverkaffee auf. «Das vorrangige Ziel der Bahamian Defence Forces …», sie deutete mit einem Teelöffel auf mich, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, «… besteht darin, den Augenschein zu erwecken, unablässig und unerschütterlich den Drogenhandel zu bekämpfen. Und dieser Anschein von Fleiß und Emsigkeit zielt allein auf die amerikanische Regierung, die sonst veranlasst sein könnte, ihre Bürger öffentlich vor einem Besuch der Bahamas zu warnen, da diese kein besonders sicheres Urlaubsziel mehr sind. Und das würde den Tourismus und das Casino-Geschäft der Inseln in echte Bedrängnis bringen, die nach den Drogen die gewinnträchtigsten Wirtschaftsbereiche der Bahamas sind.» Sie zeigte mir das mitleidige und selbstzufriedene Lächeln eines Menschen, der gerade einen Punkt unwiderlegbar bewiesen hat. «Daher wird dir kaum jemand dafür dankbar sein, dass du die Aufmerksamkeit auf eine ausländische Yacht voller Schusslöcher lenkst. Solche Dinge sind schädlich für den Tourismus.»

«Ergebensten Dank für die Belehrung, Frau Professor», sagte ich ironisch.

Sie schnitt eine Grimasse. Miss Ellen Skandinsky, Doktorin der Philosophie, wurde nicht gern daran erinnert, dass sie eine Professur für Frauenstudien aufgegeben hatte und zur See gegangen war; ein Entschluss, den sie gern als idealistisch bezeichnete, von dem ich aber annahm, dass er durch die schiere Langeweile und Wichtigtuerei des akademischen Lebens befördert worden war. Ellen schwor, dass sie den Wechsel vorgenommen hatte, um das «wirkliche Leben» zu entdecken, etwas, das es auf einer Universität offenbar nicht gab und das sie für ihre wahre Ambition – das Schreiben – für unverzichtbar hielt. Für Ellen hatte sich das «wirkliche» Leben als Einzimmer-Apartment mit fließendem, aber kaltem Wasser hinter dem Straw Market entpuppt, einer unbezahlten Mitarbeit an einem Bildungsprojekt der Bahamas sowie einem bezahlten Job als Schiffsköchin, einem Job, der ihrem früheren Leben und ihren feministischen Überzeugungen so fremd war, dass es sie selbst verblüffte, wie viel Spaß er ihr machte. Ich glaube, noch verblüffter war Ellen über die Tatsache, dass wir in den Monaten unserer Zusammenarbeit Freunde geworden waren – nicht mehr als Freunde, aber immerhin befreundet genug, dass sie ernsthaft überlegte, mit mir um die Welt zu segeln. Nicht auf der *Wavebreaker*, sondern auf meinem eigenen Boot, das erst noch instand gesetzt

werden musste, bevor ich mit ihm über den Südpazifik segeln würde.

Ich hörte das Aufjaulen eines Servomotors und nahm an, dass Thessy den Autopiloten eingeschaltet hatte. Er kam die Kajütstreppe mit der Seekarte herunter, die ich von der *Hirondelle* geborgen und auf dem Deck der *Wavebreaker* zum Trocknen ausgebreitet hatte. Das eingerissene Papier war noch immer klatschnass. «Nick?» Seine Stimme klang bestürzt. «Weißt du, wo sie vor zwei Nächten gewesen sind?» Thessy hatte den eigenartigen Dickens-Akzent der Bewohner der äußeren Inseln der Bahamas. Er war siebzehn Jahre alt, dürr wie eine streunende Katze und der erste und einzige Maat der *Wavebreaker*, was ihn auch zum Steward, Leibwächter, Schiffsjungen, Maskottchen und zur Dienstmagd machte. Sein richtiger Name war Thessalonian, und er war genauso fromm, wie es dieser Name anhand der Briefe des Paulus an die Thessalonicher vermuten ließ. «Siehst du, Nick?» Er zeigte auf die nasse Karte, die er auf den Tisch in der Messe gelegt hatte. «Da waren sie vor zwei Tagen. Vor nur zwei Tagen!»

Die Karte hatte im Meerwasser gelegen, doch das Salz kann Bleistifteintragungen auf einer Karte nicht zerstören, und wer auch immer die *Hirondelle* gesegelt hatte, war mit Sicherheit ein gewissenhafter und penibler Navigator gewesen. Eine Bleistiftlinie zog sich von der No Name Bay südlich von Miami aus durch den Golfstrom und hinein in

das Gebiet der Bahamas. Der Navigator der *Hirondelle* war den größten Teil der Strecke nach Koppel-Navigation gesegelt, hatte dann aber einige genaue Peilungen vorgenommen und festgestellt, dass er die Nordströmung des Golfstroms unterschätzt hatte. Allerdings so wenig, dass die belgische Yacht nur fünf Seemeilen vom geschätzten Kurs abgewichen war. Dieser Kurs führte südlich an Bimini vorbei auf eine winzige Insel zu, die ganz allein zwischen den Biminis und den Berrys lag und den wenig sympathischen Namen Murder Cay trug. Dort endete die Bleistiftlinie, betont durch einen Kreis, der einen Punkt umschloss, neben den der Navigator das Datum und den Zeitpunkt der Ankunft der *Hirondelle* notiert hatte. Und diese Ankunft lag, wie Thessy richtig bemerkt hatte, nur zwei Tage zurück. Die Abfahrt der *Hirondelle* von dem Eiland mit dem verhängnisvollen Namen war durch eine Bleistiftlinie vermerkt.

Mir war die Insel trotz ihres Namens noch nie aufgefallen. Es war eine sehr kleine Insel, nur ein Fliegendreck, der etwa zwanzig Meilen südöstlich der derzeitigen Position der *Wavebreaker* lag, und das war exakt die Richtung, aus der Strömungen und Wind ein leckgeschlagenes Boot treiben würden.

Ich holte das Segelhandbuch, fand aber keinen Eintrag für die Insel. «Versuch’s mal mit Sister Island», schlug Ellen lakonisch vor.

Es schien ein unsinniger Vorschlag zu sein, doch Ellens scheinbare Unsinnigkeiten stellten sich häufig genug als durchaus sinnvoll heraus. Daher schlug ich brav unter Sister Island nach und stellte fest, dass das der neue Name für Murder Cay war. Das Segelhandbuch bot keine Erklärung für die Namensänderung, sie war aber mit Sicherheit auf Probleme zurückzuführen, die die Bewohner einer der kleinsten Inseln der Bahamas mit der früheren Bezeichnung ihrer Heimatinsel gehabt haben mochten. Sister Island war nur drei Meilen lang und an keiner Stelle breiter als eine halbe Meile. Die Südspitze der Insel war durch ein weißes Leuchtfeuer markiert, das alle fünfzehn Sekunden dreimal aufblitzen und bis zu einer Entfernung von fünf Meilen sichtbar sein sollte, doch das Handbuch verwies darauf, das Leuchtfeuer sei «unzuverlässig». Die gesamte Insel war von Korallenriffen umgeben, die den Namen Devil’s Necklace trugen, und ich fragte mich, welcher unglückliche Seemann der Insel und ihren Riffen diese makabren Namen gegeben hatte. Der beste Zugang war eine enge, gekrümmte Passage ohne Bojenbezeichnung im Westen der Insel. Der einzige Hinweis auf die Passage schien ein hoher Radiomast aus Stahlbeton zu sein, der sich bequemerweise gegenüber dem Beginn der Passage befand und angeblich mit roten Warnlichtern für den Flugverkehr versehen sein sollte. Es gab auch eine Start- und Landebahn auf der Insel, die über weiße und grüne

Lichter verfügte, doch ebenso wie das weiße Leuchtfeuer und die Warnlichter für den Flugverkehr sollten auch die grünen und weißen Lichtsignale unzuverlässig sein. Der östliche Teil der Lagune war offenbar sehr geschützt, doch im Segelhandbuch hieß es, dass es auf der Insel keinerlei Einrichtungen für fremde Segelyachten gab. Mit anderen Worten: Den Yachten wurde empfohlen, sich von Murder Cay fernzuhalten. Aber die Bleistiftlinie auf der Karte der *Hirondelle* führte geradewegs zu dieser Insel und endete dort.

«Die Regierung kam zu der Auffassung, dass der alte Name dem Tourismus abträglich war», bemerkte Ellen. Ihre Stimme klang eigenartig; ganz so, als wollte sie mit der erneuten Feststellung einer Selbstverständlichkeit von den düsteren Implikationen der Bleistiftlinie auf einer Seekarte ablenken.

«Vielleicht haben die Inselbewohner die Crew erschossen», vermutete ich, aber mit wenig überzeugter Stimme, denn trotz der verschwundenen Crew und der vielen Patronenhülsen konnte ich im Grunde nicht wirklich glauben, dass auf Murder Cay ein Mord geschehen war. Ich wollte nicht daran glauben. Ich wollte, dass das Schicksal des Bootes eine ganz einfache Lösung fand, eine, die mich nicht erschreckte. Und das wünschte ich mir nicht nur für das Boot, sondern für das Leben überhaupt. Ich war in einem Haus aufgewachsen, in dem ich immer wieder

erschreckt wurde. Deshalb war ich fortgelaufen und zu den Royal Marines gegangen. Die Marines hatten mich hart gemacht, hatten mich gelehrt zu fluchen und zu kämpfen, zu vögeln und zu trinken, aber sie hatten mir keinen Zynismus beigebracht, noch hatten sie in mir die unschuldige Hoffnung auf unschuldige Erklärungen ausgelöscht. «Vielleicht», ergänzte ich meine vorangegangene Vermutung, «handelt es sich auch nur um einen Unfall.»

«Was auch immer geschehen ist», entgegnete Ellen knapp, «es geht uns nichts an.»

«Und außerdem hat Mister McIllvanney angeordnet, dass wir uns von der Insel fernhalten», fügte Thessy hinzu.

Ich erinnerte mich an keine derartige Anordnung, aber Thessy kramte in den Regalen unter dem Kartentisch und fand eines von McIllvanneys Informationsblättern. Ich las McIllvanneys pompöse Mitteilungen an seine Angestellten nur höchst selten, daher war mir diese Warnung garantiert entgangen. Sie war knapp und unmissverständlich: «Halten Sie sich von Sister Island fern. Die Royal Bahamian Defence Forces haben unzweideutig darauf hingewiesen, dass die neuen Besitzer der Insel eine Abneigung gegen unbefugtes Betreten haben, und ich möchte deswegen kein Boot verlieren. Aus diesem Grund haben alle Cutwater-Charter-Boote bis auf weiteres einen Mindestabstand von fünf Seemeilen von Sister Island einzuhalten.»

Ich dachte an die Schusslöcher in dem einst so eleganten Bootskörper der *Hirondelle.* «Die armen Hunde», sagte ich leise.

«Es geht uns nichts an, Nick», sagte Ellen warnend.

Ich blickte wieder auf McIllvanneys Info-Blatt. «Glaubst du, dass die neuen Besitzer mit Rauschgift zu tun haben?», wollte ich wissen.

Ellen seufzte. Sie hat einen Hang zu tiefen Seufzern, denn sie sind ihr Ausdrucksmittel, den Männern dieser Welt klarzumachen, dass sie ausnahmslos unverbesserliche Schwachköpfe sind. «Glaubst du, dass sie Autoteile schmuggeln, Nick? Oder Klopapier? Selbstverständlich sind sie im Drogengeschäft, du Traumtänzer. Und genau deshalb geht uns das alles absolut nichts an!»

«Ich habe nie gesagt, es ginge uns etwas an», verteidigte ich mich. «Dann wirf diese Patronen über Bord und sieh zu, wie du diese Seekarte loswirst», riet mir Ellen schroff.

«Eigentlich sollten sie der Polizei übergeben werden», beharrte ich.

«Du bist ein Dummkopf, Nicholas Breakspear», erklärte Ellen, aber es klang nicht unfreundlich.

«Ich habe den Defence Forces gegenüber bereits betont, dass das ein Fall für die Polizei ist», erklärte ich.

Ellen ließ einen weiteren ihrer Seufzer hören. «Die Drachen haben gewonnen, Nick, und die fahrenden Ritter verloren. Weißt du das denn nicht? Du hast deine

Information übermittelt, nun lass die Sache auf sich beruhen. Keine Seekarte. Keine Patronen. Es ist vorbei. Spiel nur nicht den Helden!»

Sie meinte es gut, aber ich konnte die *Hirondelle* nicht vergessen, weil in diesem Paradies der Strände, Lagunen und palmenbedeckten Inseln das Böse sein Haupt erhoben hatte und ich wollte, dass die zuständigen Behörden die feuchte, eingerissene Seekarte nahmen und feststellten, was am Ende der sorgfältig gezeichneten Linie lag. Also tat ich Ellens zynische, aber sicherlich vernünftige Bitte mit einem Schulterzucken ab und ging an Deck, um das Ruder zu übernehmen. Die *Wavebreaker* lag weiß und prächtig auf der sonnenbestrahlten See, auf der ich weit im Westen eine Reihe grauer Kriegsschiffe erkennen konnte. Es waren Schiffe der US-Marine, die zu einem Manöver mit dem Namen «Stingray» zu den Bahamas kamen. Der Anblick der Flotte erinnerte mich an meine Zeit bei den Royal Marines, und ich empfand jämmerliche Neidgefühle gegenüber den amerikanischen Marines, denen diese tropische Spielwiese mit ihrem warmen Meer und den Palmen für ihr Training zur Verfügung stand. Ich hatte das Handwerk des Tötens im scharfen Peitschen norwegischen Graupels und schottischen Schnees gelernt, aber das alles lag weit zurück. Jetzt war ich ein freier Mann, und ich hatte nur noch eine Charterfahrt zu absolvieren, nach der ich mich

um mein eigenes Boot kümmern, es instand setzen und auf neuen Wegen über alte Ozeane kreuzen konnte.

So wie die *Hirondelle* in ihr Abenteuer gesegelt war und stattdessen eine kleine Insel mit Korallenriffen und dem Namen Murder Cay gefunden hatte. Und dort das Ende ihrer Reise fand.

Gegen Mittag legten wir an. Die verlassene Bootswerft brütete in der Hitze. Die Saison für das Chartergeschäft war im Grunde vorüber, daher waren die meisten Cutwater-Yachten entweder in den Norden gesegelt oder ruhten auf Stellagen oberhalb des Wasserspiegels. Einige unserer Yachten waren noch auf See, und die *Wavebreaker* hatte noch einen Auftrag vor sich, doch sonst lag über McIllvanneys Werft die träge Atmosphäre des tropischen Sommers. Sogar Stella, McIllvanneys duldsame Sekretärin, hatte den Tag freigenommen und das Büro verschlossen. Daher musste ich in die Stadt gehen, um mir eine Telefonzelle zu suchen, von der aus ich die Polizei der Bahamas anrief. Ich berichtete ihr von der *Hirondelle* und fügte zum Schluss hinzu, dass ich eine Seekarte und eine Handvoll Patronenhülsen von dem leckgeschlagenen Boot geborgen hatte. Der Polizist klang überrascht, dass ich mir die Mühe gemacht hatte, ihn anzurufen, und als ich zur Werft zurücklief, kam ich mir recht dümmlich vor.

Ellen lachte über meine Gewissenhaftigkeit. Zweifellos reagiere nun die Polizei auf meinen Anruf mit einem Schärfen ihrer Entermesser und dem Laden der Musketen, um sich auf eine Invasion auf Murder Cay vorzubereiten, spöttelte sie.

«Murder Cay habe ich gar nicht erwähnt», stellte ich klar. «Ich habe ihnen lediglich von den Schussspuren am Boot und von der Seekarte erzählt.»

«Nachdem du schnell und prompt den Drogenkrieg gewonnen hast, könntest du vielleicht auch mal was Nützliches tun. Beispielsweise das Deck schrubben», war die Antwort. Uns blieb nur dieser eine Tag, um die *Wavebreaker* für ihre letzte Charterfahrt vorzubereiten, und das hieß, dass Treibstoff und Proviant geladen, die Teppichböden gesaugt, die Bilgen gegen Kakerlaken besprüht und die Kombüse pieksauber geputzt werden mussten. Darüber hinaus war das Deck zu schrubben und das Messing zu polieren.

Am Nachmittag, als alles danach aussah, als könnten wir die Arbeit nie und nimmer rechtzeitig schaffen, erschien Bellybutton auf der Werft. Bellybutton war McIllvanneys Vorschoter, und wenige Sekunden lang gab ich mich der Hoffnung hin, er wäre gekommen, um uns zu helfen, doch stattdessen teilte er mir mit, dass eine 33-Fuß-Yacht in Schwierigkeiten steckte. «Der Mann hat gefunkt, sein Motor wäre im Eimer», grummelte Bellybutton. «Also muss

ich diesen Trottel mit der *Starkisser* holen.» Er tat ganz so, als wäre dieser Auftrag die reine Plage, grinste aber gleichzeitig begeistert über die Vorstellung, mit McIllvanneys nagelneuem Motorflitzer hinausfahren zu können. Der mitternachtsblaue Rumpf der *Starkisser* bestand aus Fiberglas, in das Metallflocken eingebettet waren, sodass das schnittige Boot ein inneres infernalisches dunkelblaues Licht zu versprühen schien. Es musste eines der schnellsten Fabrikate auf der Insel sein. Ihre Zwillingsmotoren konnten den drei Tonnen schweren keilförmigen Bootskörper mit einer Geschwindigkeit von mehr als achtzig Meilen in der Stunde über die Wellen fetzen lassen, und es beunruhigte weder McIllvanney noch Bellybutton, dass ein Mensch bei einer derartigen Geschwindigkeit seine eigenen Schreie nicht hören konnte und dass schon die kleinste Welle ihm das Fleisch von den Knochen schüttelte.

«Die Frau muss erst noch geboren werden, die nach einer Fahrt mit der *Starkisser* nicht dahinschmilzt», protzte Bellybutton gern. Sein richtiger Name war Benjamin, doch kein Mensch nannte ihn so, noch nicht einmal Ben. Auf der ganzen Insel hieß er nur Bellybutton. Es ging das Gerücht, dass er sich den Spitznamen damit verdient hatte, einer Hure den Nabel herausgebissen zu haben, die seinen Wünschen gemäß nicht hinreichend gefügig gewesen war. Ich fand das Gerücht durchaus glaubhaft, da Bellybutton